

D I E N E U E B R E H M - B Ü C H E R E I

DER UR

UND SEINE BEZIEHUNGEN ZUM MENSCHEN

von

PROF. DR. HANNS VON LENGERKEN

mit 68 Abbildungen



Akademische Verlagsgesellschaft Geest & Portig K.-G. · Leipzig

1953

Im Nibelungenlied, das im 13. Jahrhundert niedergeschrieben wurde, heißt es von Siegfried, er habe im Wasgenwald (Wasgau) außer anderer Beute vier Ure und einen Wisent erlegt. Dieses Nebeneinandernennen beider Wildarten ist von mehreren Gesichtspunkten aus beachtenswert. Zunächst wird deutlich, daß in jener Zeit Ur und Wisent noch mit Sicherheit unterschieden worden sind. Weiterhin erlaubt uns die Angabe die Feststellung, daß Ur und Wisent in demselben engeren Wohngebiet lebten. Ob das Zahlenverhältnis der Jagdbeute 4:1 einen Schluß auf die verschiedene Häufigkeit beider Horntiere gestattet, ist jedoch fraglich, weil ja der Zufall des Jagdglückes dabei eine Rolle gespielt haben kann. Wie Ur und Wisent im Nibelungenlied aus der Situation heraus notwendigerweise nebeneinander genaunt werden, so kann derjenige, der sich heute über den Ur ein Bild machen will, am Wisent nicht vorbeigehen. Die beiden wehrhaften Horntiere sind seit Zehntausenden von Jahren mit dem Schicksal des Menschen eng verbunden. Sie trugen beide wesentlich dazu bei, ihm das Dasein zu ermöglichen solange er vorwiegend als Jäger sein täglich neu gefährdetes Leben in der Horde und Urgesellschaft führte, aber nur der Ur wurde als Haustier zu einer tragenden Stütze der höheren menschlichen Kulturgemeinschaften. Die Existenz beider, an gewaltiger Muskelstärke dem Menschen so weit überlegenen Wiederkäuer endete im biologischen Sinne tragisch; beide verschwanden aus der freien Wildbahn. Die letzten überlebenden europäischen Wisente werden sorgfältig in Reservaten und den Gehegen weniger Tiergärten gepflegt¹⁾, und der *wilde* Ur als solcher ist ganz ausgestorben. Seine zahmen Nachkommen haben ihre Selbständigkeit verloren und sind als Hausrinder völlig unter die Herrschaft des Menschen geraten.

Wisent und Ur, unseren fernen eiszeitlichen Vorfahren bis in alle gestaltlichen Einzelheiten wohl bekannt, sind schließlich dem Gesichtskreis und Gedächtnis des Volkes vorübergehend so weit entschwunden, daß man ihre Namen, wie wir hören werden, verwechselte.

Lange bevor die ersten Spuren des Menschen nachweisbar sind, stand die Gruppe der Rinder schon in voller Blüte, nämlich in der

¹⁾ Vgl. Heft 74 „Die Neue Brehm-Bücherei“ Dr. Erna Mohr: „Der Wisent“.

jüngeren Epoche der Formation des Tertiärs, und zwar im Pliozän (siehe Tabelle S. 78).

„Ur“ und „Wisent“, deutlich in ihren Knochenresten als solche erkennbar, treten nebeneinander im Pliozän Indiens auf, der Wisent gleich in mehreren Formen.

Auch im jüngsten Pliozän Nordamerikas gab es Wisente, Vorfahren des heutigen amerikanischen Bisons, und zwar solche mit riesenhaften Hörnern, denen gegenüber der „Indianerbüffel“ nur als schwachhörig bezeichnet werden kann.

Auch der Ur des indischen Pliozäns war ein sehr großes Tier mit gewaltigen, auswärts gebogenen Hörnern und entsprechend breiter Stirn; als *Bos planifrons* RUETIMAYER ist er in die Literatur eingegangen.

Vom jüngeren Tertiär an haben Wisent und Ur durch das ganze Diluvium, die Eiszeit, hindurch in Eurasien ihren erdgeschichtlichen Weg nebeneinander zurückgelegt und stießen dabei mit dem Menschen zusammen, der sich mit ihnen aus Selbsterhaltungstrieb auseinandersetzen mußte.

Auf den großhörigen Ur des Pliozäns Indiens folgte im gleichen Lande in der älteren Eiszeit ein kleineres Rind mit schwächeren Hörnern, der *Bos namadicus* FALC. Andere, jüngere, örtlich beschränkte Formen lebten in Vorderasien, wie ANTONIUS angibt. Sämtliche aus dem Quartär bekannte gewordenen Reste aus der Gruppe der echten (taurinen) Rinder sind „Ure“, gehören also zu der Art *Bos primigenius* BOJ. und sind als Unterarten, geographische Rassen, Lokalformen oder im Einzelfalle gar nur als individuelle Abweichungen aufzufassen. Wie überall in seinem weiten Verbreitungsgebiet war der Ur auch in Nordafrika als Art nicht einheitlich gestaltet. Aus diesem Gebiet wurde ein „Ur“ als *Bos opisthonomus* POMEL beschrieben mit nach vorn gestrecktem Gehörn, das im wesentlichen der Stirn parallel läuft. Ein ähnlich gehörnter Ur lebte in Italien (*trochoceros* v. MEYER). Auch auf den *Bos primigenius hahni* HILZHEIMER aus dem Diluvium von Fajum mit lyraförmigen Hörnern kommen wir in anderem Zusammenhang noch zu sprechen. Der südeuropäische *Bos primigenius macraceros* DUERST trug aufgerichtete Hörner.

Die Hörner bzw. die Hornzapfen der Ure sind nicht nur individuell, sondern offenbar auch „geographisch“ verschieden gestaltet gewesen, und diejenigen Systematiker, die sich der Variabilität des Gehörnes, die wir bei allen Horntieren beobachten, nicht bewußt

waren, haben durch die Aufstellung besonderer, selbständiger Rinderarten auf Grund abweichender Horn- und Schädelbildung nur Verwirrung in die Vorstellung von der Beschaffenheit des Ures und somit auch in die Beantwortung der Frage nach der Abstammung der Hausrinder gebracht.



Abb. 1. Gehörn des großhörigen Wisents (*Bison priscus* v. Mey.) und vom schwachgehörnten Europäischen Wisent (*Bison bonasus* L.) bei gleicher Verkleinerung ineinandergezeichnet, um die verschiedene Ausbildung der Hörner innerhalb einer wild lebenden Rindergroßart zu zeigen.

Was den Wisent anbelangt, so lebten während der Eiszeit in Eurasien neben sehr lang gehörnten Vertretern, wie sie durch den in Frankreich, Deutschland, Polen, in der Sowjetunion einschließlich Sibirien und in der Tschechoslowakei nachgewiesenen „Urbison“, *Bison priscus* v. MEYER, vertreten waren, auch kurzhörnige Vettern (Abb. 1). *Priscus*, von dem ein besonders großer Schädel aus den Ehringsdorfer Schichten bei Weimar im Museum für Urgeschichte in Weimar aufbewahrt wird, lebte bis in die Ältere Steinzeit (Praemonsterien) hinein, wo er mit dem Urmenschen, dem Neandertaler (*Homo primigenius* oder *neandertalensis*) zusammentraf und von diesem sicherlich gejagt wurde. Alle uns bisher bekannt gewordenen bildlichen Darstellungen des Wisents aus der Jüngeren Altsteinzeit, in der der Neandertaler nicht mehr nachweisbar ist, lassen dagegen den heute noch in Resten vorhandenen, schwächer gehörnten europäischen Wisent erkennen.

Hier ist die Frage zu behandeln, ob neben dem Ur noch eine zweite, diesem zwar nahe verwandte, aber doch in bestimmten Schädelmerkmalen unterschiedene, gleichfalls ausgestorbene Art, nämlich das Kurzkopfrind *Bos brachyceros* OWEN, tatsächlich existiert hat, von dem nach der Meinung einiger Forscher unsere kurzhörnigen, langstirnigen Hausrinder abzuleiten sein sollen. Kann ein solches Wildrind nachgewiesen werden? Ist es als gesonderte Art aufzufassen? Bereits R. OWEN fand nach seiner Meinung in pliozänen und quartären Schichten Englands Schädelteile eines kleinen Rindes, das er für eine besondere wilde Art hielt. Die Stirnzapfen

dieser Stücke sind kürzer und schwächer als beim Ur, die Stirn erweist sich als verjüngt und aufgetrieben, zwischen den Augen vertieft, die Zwischenhornlinie als nach oben gewölbt. Aus nomenklatorischen ¹⁾ Gründen benannte OWEN das Kurzhornrind: *Bos brachyceros* in Langstirn: *Bos longifrons* um. Diese Bezeichnung ist sehr treffend, da die zwischen den Hörnern vorgezogene Stirn im Vergleich zum Gesichtsschädel relativ lang ist im Gegensatz zum Ur. Auch in Italien wurde ein ähnlicher Fund in angeblich den gleichen geologischen Schichten wie in England gemacht, der den Namen *Bos brachyceroides* POHLIG erhielt.

Als ADAMETZ aus der Grenzschrift zwischen Diluvium und Alluvium (Eiszeit und Jetztzeit) Galiziens kurzhörnige, langstirnige Rinderschädel beschrieb, trat er lebhaft für die Auffassung ein, daß es eine wilde, besondere Rinderart mit den angegebenen Merkmalen gegeben habe und gab den von ihm bearbeiteten Schädeln den Namen eines Europäischen Kurzhornrindes *Bos brachyceros europaeus* ADAMETZ. Wir zeigen in der Abbildung einen der in ADAMETZ' Hand gewesenen galizischen Originalschädel, Zweifelloos handelt es sich um ein Langstirn (brachyceros = longifrons). Auf den ersten Blick möchten wir an diesem Schädel (Abb. 2) alle Merkmale der Domestikation erkennen, ohne daß wir mit Sicherheit behaupten könnten, ein Hausrind vor uns zu haben, was an sich durchaus möglich wäre, weil in der Jungsteinzeit die Gewinnung des Hausrindes begann. Andererseits gibt es keinen Anhaltspunkt, der uns geradezu zwingt, in den galizischen Rindern Wildtiere zu sehen. Nun scheint es aber so, wenn die Deutung bestimmter eiszeitlicher Höhlenbilder aus Lascaux in Frankreich (Abb. 16) richtig sein sollte, daß es wilde Rinder von diesem Typ gegeben hat, d. h. es können neben den breitstirnigen, kräftig und lang gehörnten Uren gleichzeitig mit ihnen langstirnige, kurzgehornte Vertreter gelebt haben. Die Frage aber, ob diese Horntiere als gesonderte Art neben dem Ur zu betrachten seien, möchten wir auf jeden Fall verneinen, zumal wir den Eindruck haben, als seien in Lascaux die vermeintlichen schwächer gehörnten Langstirn-rinder hauptsächlich Kühe.

Betrachtet man in einer Sammlung die Schädel von Uren jüngerer geologischen Alters vergleichend, so fällt einem sehr bald auf, daß kaum einer dem anderen in allen Einzelheiten gleicht,

¹⁾ Nomenklatur = Namengebung.

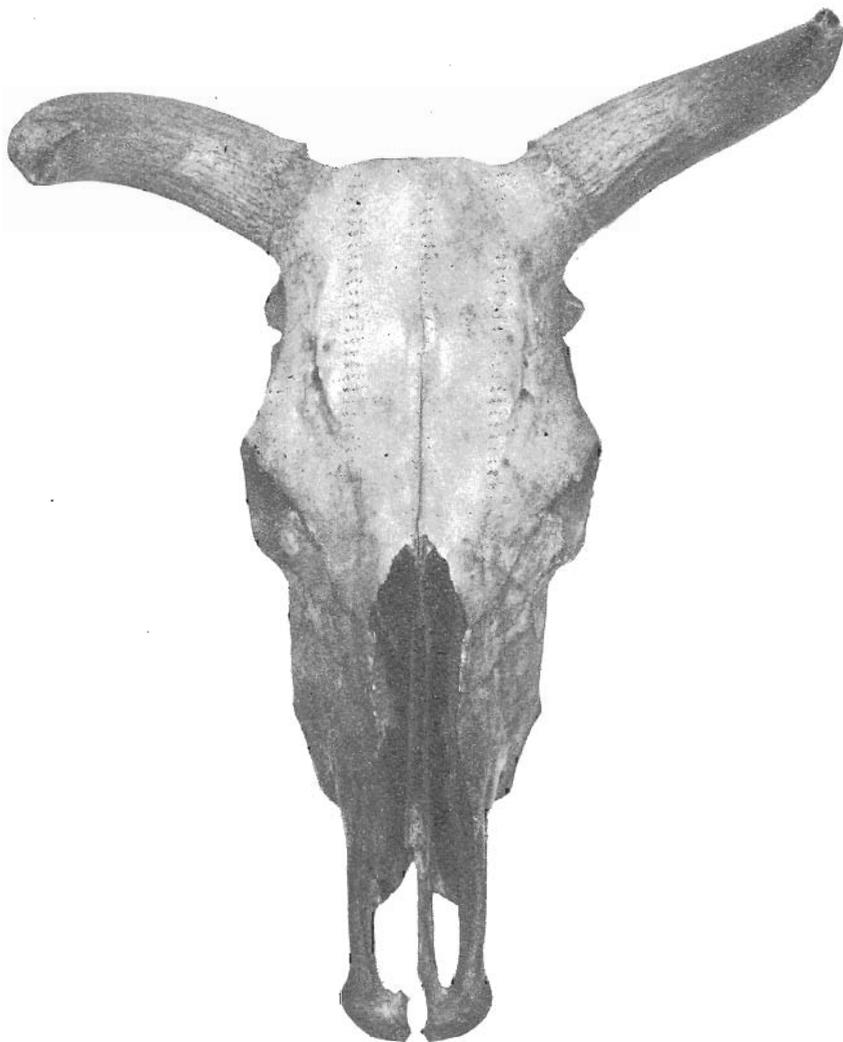


Abb. 2. Schädel eines vermeintlichen „wilden“ Langstirnrindes. — Gefunden in Pamiatkowo, Polen.

selbst wenn die Funde aus einem engeren geographischen Gebiet stammen. Auch sie sind, wie ihre älteren Vorfahren, zunächst der Größe nach verschieden, offenbar in Abhängigkeit von Geschlecht und Alter. Die Dimensionen der Stierschädel können erstaunliche

Maße erreichen, aber auch die der Kühe sind oft sehr erheblich. Größe und Dicke der Hornzapfen, auf denen die Hörner gesessen haben, wechseln von Fall zu Fall in meist feststellbarer Wechselbeziehung zu den Ausmaßen der übrigen Knochenteile. Die Kurvaturen, d. h. der Verlauf der Krümmungen der Knochenzapfen, sind durchaus nicht gleichartig bei allen Individuen. Die Knochenzapfen können direkt den Stirnbeinen aufsitzen oder „gestielt“ sein. Die Begrenzungslinie der Stirn zwischen den Hornzapfen, die „Zwischenhorulinie“, ist entweder fast gerade oder konkav, kann aber auch etwas konvex oder wellig gestaltet sein. Es mag sein, daß sich dieses oder jenes Merkmal bei Lokalformen als besonders deutlich und nahezu einheitlich ausgebildet erweisen könnte, zur Aufstellung besonderer Arten berechtigten derartige Feststellungen in keiner Weise.

Bei dieser Betrachtung der Sache bleibt der „Ur“ als Großart die einzige wilde Stammart aller Hausrinder, wenn wir von dem später noch zu erwähnenden hinterindischen Banteng absehen.

Daß nur der Ur in den Haustierstand überführt worden ist, der Wisent dagegen genetisch nichts mit unseren Hausrindern zu tun hat, steht fest. An sich ist der Wisent leicht zähmbar und kann auch, wie Versuche FR. v. FALZ-FEIN'S bewiesen haben, zu den gleichen Arbeiten benutzt werden wie das Rind. Warum hat man denn den Wisent nicht auch domestiziert? Eine alte Frage, die heute ebensowenig beantwortbar ist wie je.

Da der Ur in freier Wildbahn ausgestorben ist, muß der Zoologe, der sich mit diesem Wildrind beschäftigen will, sich nicht nur auf die Gebiete der Palaeontologie¹⁾ und Geologie²⁾ begeben, sondern auch auf die Bereiche der Ur- und Vorgeschichte, der Geschichte, der Sprachwissenschaft, Kultur- und Kunstgeschichte übergreifen, wobei er bei der unübersehbaren Vielfältigkeit der Tatsachen leicht auf Irrwege geraten kann. Er ist zunächst auf Knochenfunde angewiesen, von der Jüngeren Altsteinzeit (dem Jüngeren Palaeolithikum) an aber stehen ihm die Höhlen- und Felswandzeichnungen sowie die Ritzzeichnungen auf Steinplatten und Knochen der Tiere zur Verfügung, die in dieser Kulturepoche gelebt haben. Diese umfaßt eine Zeitspanne, die von 100 000 bis 10 000 v. Chr. geschätzt wird (vgl. die Tabelle). Neben anderen Tieren erscheinen Ur und Wisent sehr häufig im Bilde, oft in derselben Höhle, woraus

¹⁾ Geschichte der ausgestorbenen Lebewesen.

²⁾ Erdgeschichte.

wir schließen dürfen, daß beide Wildrinder damals ein gemeinsames Gebiet bewohnten.

Für den Zoologen bedeutet es einen günstigen Umstand, daß von der untersten Stufe der Jüngeren Altsteinzeit an, dem Aurignacien nämlich, die Tierabbildungen als älteste derartige Kulturdokumente der Menschheit überhaupt außerordentlich naturwahr gestaltet wurden.

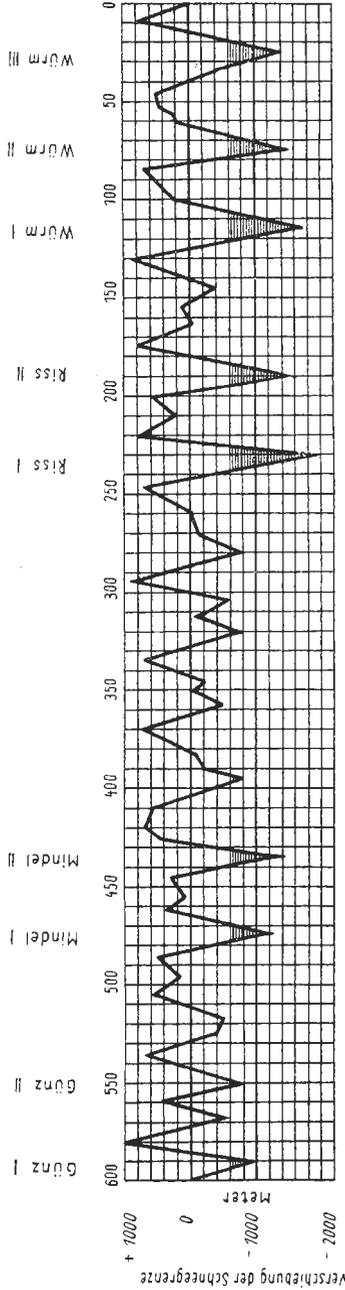
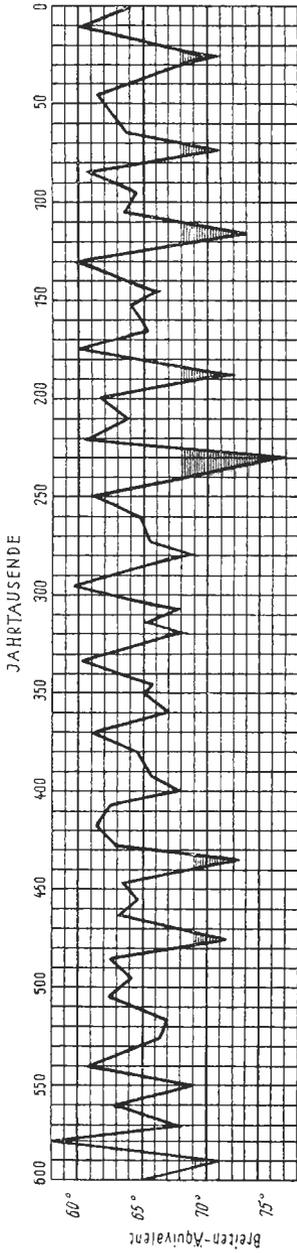
Aus der vorausgehenden Mittleren Altsteinzeit sind bisher keine Tierabbildungen bekannt, weil der in dieser Periode lebende Urmensch oder Neandertalmensch (*Homo primigenius*¹⁾) offenbar noch keinen Kunsttrieb besaß. Das gleiche gilt für den Vor-Neandertaler sowie für die Affenmenschen, die *Anthropus*-formen der Älteren Altsteinzeit und die Vorraffenmenschen des Jungtertiärs. In bezug auf den Ur sind wir daher für die lange Zeitspanne der Älteren und Mittleren Altsteinzeit auf Knochenfunde angewiesen.

Erst der Jungpaläolithiker, der auf den Neandertaler folgte, hat als Dokumente seiner höheren geistigen Veranlagung jene Tierbilder schaffen können, deren Entdeckung seinerzeit ungläubiges Staunen erregte. Als Altmensch (*Homo sapiens diluvialis* oder *fossilis*) bezeichnet, ist er nach seinen anatomischen Merkmalen bereits ein Vollmensch, der in einigen mehr oder weniger voneinander unterscheidbaren Gruppen auftrat, von denen der Menschenschlag von Grimaldi, der Mensch von Crô-Magnon und der von Chancelade sich noch am deutlichsten gegeneinander abgrenzen lassen.

Bekanntlich unterlag das ganze Eiszeitalter periodischen Klimaschwankungen. Zwischen kalten Eiszeiten, von denen mehrere unterschieden werden, lagen wärmere Zwischeneiszeiten. Der Neandertaler, der den gewaltigen Höhlenbären als Hauptnahrungstier jagte, lebte in solch einer Zwischeneiszeit (Abb. 3). Der Altmensch geriet unter ganz andere oekologische Verhältnisse, ihn umgaben Tundra und Steppe, jenseits aber der Alpen und Pyrenäen Wald. Zu der ihm als Nahrungsquelle dienenden Tierwelt gehörten neben Mammut und Ren u. a. Ur und Wisent. Den Wisent fing man in Gruben, stellte dem Ur Fallen und jagte beide Wildrinder mit Pfeilen und Speißen.

War der Vormensch primitivster Sammler und Wildbeuter, so

¹⁾ oder *neandertalensis*.



Vormensch Eolithikum Primitive Sammler- u. Wildbeutestufe	Altester Urmensch Alt-Paläolithikum Primitive Sammler- u. Jägerstufe Faustkeilstufe	Neandertaler Urmensch Mittel-Paläolithikum Häulendbären-jägerstufe	Vollmensch Jung-Paläolithikum Höhere Jägerstufe der Norm-ur- und Rentierstufe Nachzeit
--	---	--	---

Abb. 3. Klimawechsel innerhalb der Eiszeitperiode berechnet auf 600000 Jahre v. Chr. — Kurven der sommerlichen Sonnenstrahlung für 65° nördlicher Breite und der Höhenlage der Schneegrenze (nach MILANKOWITSCH aus SOERGEL und JAHN). Z. B. war die sommerliche Sonnenstrahlung im Jahr 230000 v. Chr. am 65. Breitengrad so beschaffen wie heute am 77. Breitengrad und die Schneegrenze in den Bergen zog sich 1900 m tiefer ins Tal hinunter als heute.

standen die Urmenschen auf primitiver Sammler- und Jägerstufe, während der Altmensch einen höheren Grad der Jägerkultur erreichte, die noch in der Mittleren Steinzeit fortlebt, um in der Jüngeren Steinzeit (Neolithikum) der Kultur des Ackerbauers und Viehzüchters Platz zu machen.

Während der ganzen Jüngeren Altsteinzeit, die mit dem Aurignacien beginnt, war der Mensch also fast ausschließlich Jäger, Sammler und Fischer. Von dem Wildbestand und dem Ergebnis der Jagd hing sein Dasein ab. Daher war sein ganzes Denken und Trachten auf die von ihm gejagten Tiere gerichtet. Mit den geschärften Sinnen des Jägers sah er die Tiere, prägte sich alle Einzelheiten ihres Körperbaues und ihrer Bewegungen ein und trug auch vom Ur ein deutliches Erinnerungsbild im Gedächtnis. Künstlerisch besonders Befähigte waren in der Lage, dieses in ihrem Gedächtnis haftende Bild auf Knochen, Steinplatten und Felswände zu zeichnen oder zu malen. Es entstanden teilweise sehr große, oft mehrfarbige Gemälde. Jedoch verließ man sich nicht allein auf das Erinnerungsbild, vielmehr ist nachgewiesen, daß die Künstler vorher sehr sorgfältige Entwürfe machten, ehe sie an die Ausführung des Wandbildes herangingen.

Gerade die große Naturwahrheit der frühesten Bilder war der Grund für ihre Ablehnung als echte Kulturdokumente durch die Fachgelehrten. Konnte man sich doch nicht vorstellen, daß am Anfang der menschlichen Kunstäußerungen naturwahre, mit großer Sicherheit gezeichnete Tierbilder entstanden sein sollten. Trotzdem darf nicht daran gezweifelt werden, daß die naturalistische Tierdarstellung eine viel ursprünglichere Kunstäußerung ist als die abstrakten, symbolisierenden Darstellungen späterer Zeiten. Das Vorhandensein von naturwahren Zeichnungen und Bildern des Ures verdanken wir Heutigen der dem Altmenschen eigentümlichen Weltanschauung, die durchaus auf magischen Vorstellungen beruhte. Der Jungpaläolithiker war völlig von der Magie beherrscht. Der Glaube an die magische Wirkung seiner Handlung zwang ihn, das von ihm begehrte Wildtier zu zeichnen oder zu malen, um es desto sicherer zu erbeuten. Er zeichnete und malte die Tiere nicht um des Bildes willen, sondern verfolgte einen bestimmten Zweck. Er wollte Jagdzauber ausüben, wie ihn heute noch z. B. die Pygmäen in Afrika veranstalten. Nach magischer Anschauung ist das Bild das Tier selbst, beide sind identisch. Die Speere, Pfeile und Fallen, die er um und in das

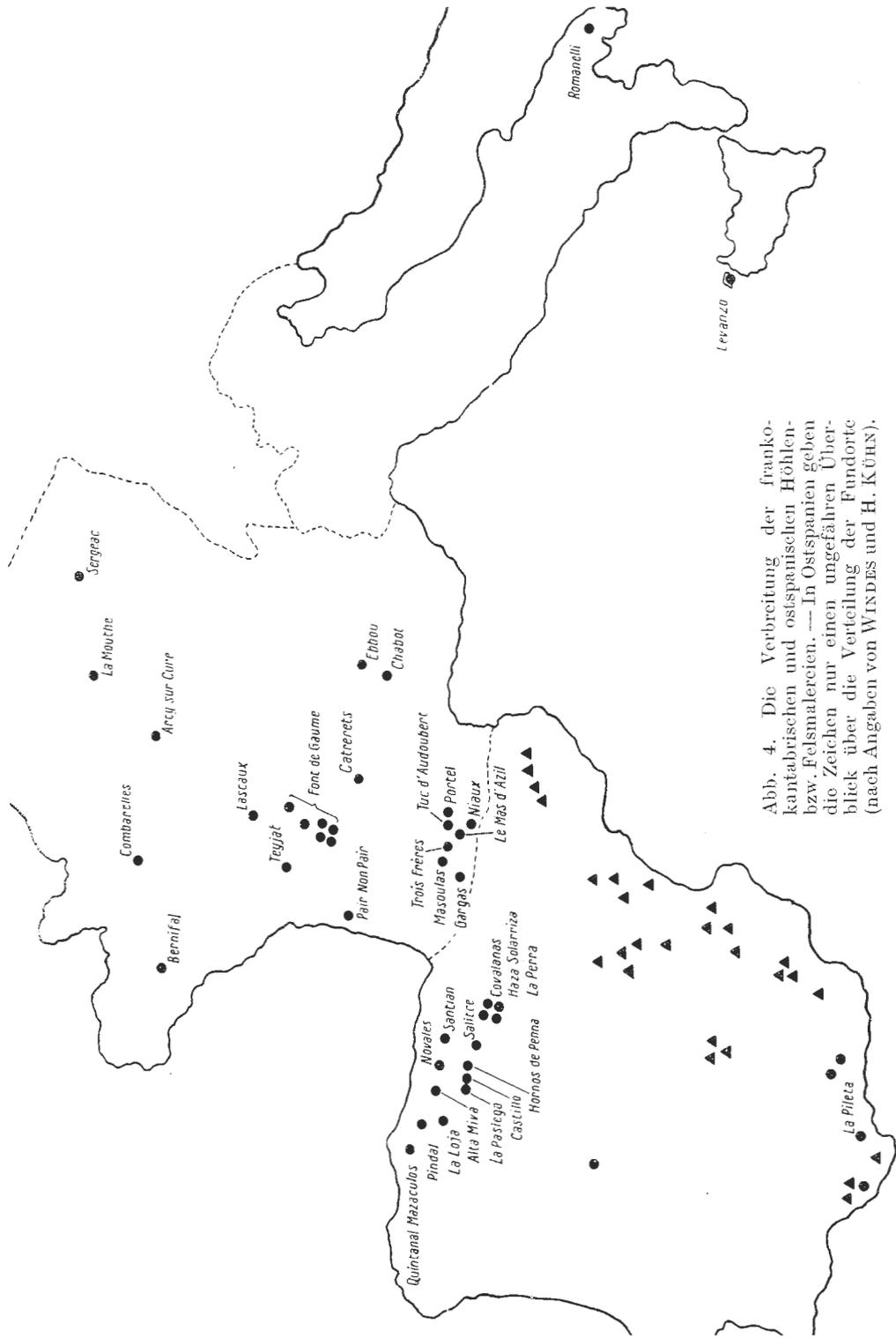


Abb. 4. Die Verbreitung der franko-kantabrischen und ostspanischen Höhlen- bzw. Felsmalereien. — In Ostspanien geben die Zeichen nur einen ungefähren Überblick über die Verteilung der Fundorte (nach Angaben von WINDES und H. KÜHN).

Bild des Ures zeichnet, treffen und fangen das *lebende* Tier. In einigen Höhlen fanden sich aus Lehm geformte Bärenskulpturen, deren oft zahlreiche Löcher beweisen, daß man mit Pfeilen auf die Bildwerke geschossen hat, ein Zeugnis sehr handgreiflicher Magie. Um die Identität des Bildes mit dem Lebewesen selbst möglichst sinnfällig zu machen, erstrebte der Künstler, der wohl meist gleichzeitig als Zauberer wirkte, größte Ähnlichkeit.

Neben dem Jagd- und Tötungszauber macht sich auch eine Fruchtbarkeitsmagie deutlich bemerkbar, mußte den Jägern doch sehr viel am Nachwuchs des Wildes gelegen sein. Gewisse Riten in dieser Richtung übertrug man offenbar auch auf den Menschen.

Es möge erwähnt werden, daß in vereinzelt Fällen ganz bestimmte Jagdereignisse festgehalten zu sein scheinen.

Die mit Hunderten von Bildern ausgestatteten Höhlen der Jüngerer Altsteinzeit finden sich in Südwestfrankreich und Nordspanien, dichter gedrängt im Bereich der Pyrenäen und des Kantabrischen Gebirges, man spricht daher vom „frankokantabrischen Kulturkreis“, dem sich im östlichen Spanien der „ostspanische Kreis“ anschließt. Dieser wiederum ist ein Sonderbezirk des nordafrikanisch-vorderasiatischen Capsien', das sich gleichzeitig mit den Kulturstufen der Jüngerer Altsteinzeit entwickelt¹⁾ (Abb. 4).

Im mystischen Dunkel der Höhlen spielte sich der magische Kult des Jagdzaubers ab. An den steinernen Wänden und Decken oder auch auf Tropfsteinflächen, meist weit vom Eingang entfernt, gravierte und malte der Magier u. a. die uns hier interessierenden Bilder des Ures und des Wisents (Abb. 5). Solche Höhlen waren Heiligtümer und wurden zur Zeit der Entstehung der Kunstwerke nicht bewohnt. Oft waren sie sehr eng und niedrig, vielfach aber hallenartige Säle, wie z. B. die Zentralhöhle von Hornos de la Peña, die wir im Bilde (Abb. 6) zeigen, und die in ihrer unterirdischen Abgeschlossenheit und mit ihren phantastischen Säulenbildungen den Altmenschen mit scheuer Furcht vor dem Unbekannten erfüllt haben muß.

Vor solchen Bildern führte der mit einem Tierfell verkleidete Zauberer kultische Tänze aus, wobei er wahrscheinlich beschwörende Worte und Töne von sich gab, um die Magie des Bildes zu verstärken (Abb. 7, 8).

¹⁾ Nach OBERMAIER, BREUIL u. FROBENIUS ist die ostspanische Kunst eiszeitlich, nach H. KÜHN, der gleichfalls lange die diluviale Einordnung verfocht, soll sie mesolithisch sein.



Abb. 5. Ein eiszeitlicher Künstler malt im unsichern Licht eines Holzfeuers das Kolossalgemälde eines Ures in schwarzer Farbe an die Wand der Höhle von Lascaux im Gebiet des Flüßchens Vézère in Frankreich. Vor den Ur hat er eine magische Falle gezeichnet. In manchen Fällen wird der Maler beim flackernden Schein einfacher steinerner Lampen gearbeitet haben, deren Aushöhlung mit Tierfett als Brennstoff gefüllt war. Solche Lampen mit Brandspuren hat man z. B. in der Höhle von La Mouthe, Dordogne, Frankreich, gefunden (Zeichnung von I. HEIN).

Die Abbildungen von Uren aus der Jüngeren Altsteinzeit haben für die Frage nach der Gestalt des Auers unterschiedlichen Wert. Einfache, mit dem Finger in den seinerzeit feuchten Lehm des Höhlenbodens gezeichnete primitive Umrißfiguren, wie solche in einer Galerie des Höhlensystems von Hornos de la Peña und von La Clotilde de Santa Isabel, Spanien, gefunden wurden, und die H. KÜHN als erste Versuche und Anfänge der Kunst überhaupt ansieht, sind nicht sehr naturgetreu, sind aber deutlich als Ur-Darstellungen zu erkennen. Diese Fingerritzungen gehören in den Beginn des Aurignacien, also ganz an den Anfang der Jüngeren Altsteinzeit, aber sehr bald werden die Umrißlinien der Zeichnungen dieser Epoche sicherer, und die Naturtreue erreicht einen viel höheren Grad. Da das Aurignacien im Vergleich zum späteren Magdalénien kunstarm ist, sind Bilder, die einwandfrei dieser Kunststufe zugewiesen werden können, desto wertvoller, zumal wenn sie typische Ure darstellen, wie das der Fall ist in der jüngst von GRAZIOSI (1950) beschriebenen, von der Malerin MINELLO ent-

Abb. 37. Schädel eines ägyptischen Heiligen Apis, mit aufrechten lyraförmigen Hörnern aus den Gräbern von Gizeh (Nr. 6870 des Institutes für landw. Zoologie in Berlin). Ein Beweis für die naturwahre Darstellung des ägyptischen Rindes auf Abb. 35.

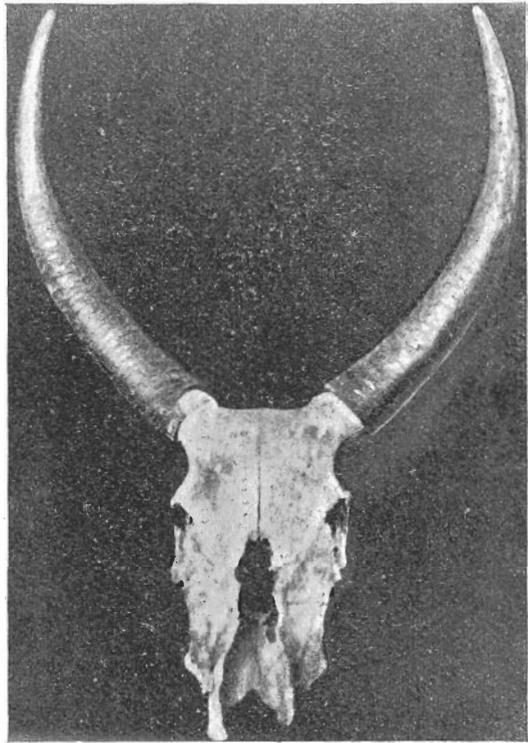


Abb. 38. Kämpfende Ur-Stiere auf einem Bronzedolch. Mittelminoisch (kretisch), etwa 1800 v. Chr. (nach BOSSERT).

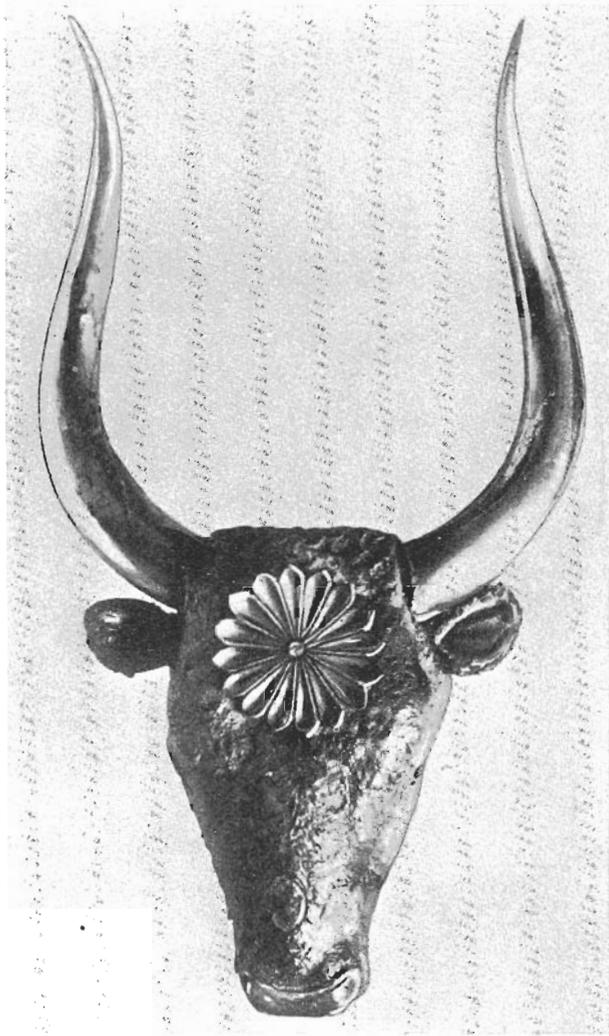


Abb. 39. Plastischer Stierkopf vom Primigeniustyp, in Silber getriebener Rhyton, vielleicht Ur. Aus Mykenä. Minoisch, etwa 1650 bis 1550 v. Chr. (nach KARO).

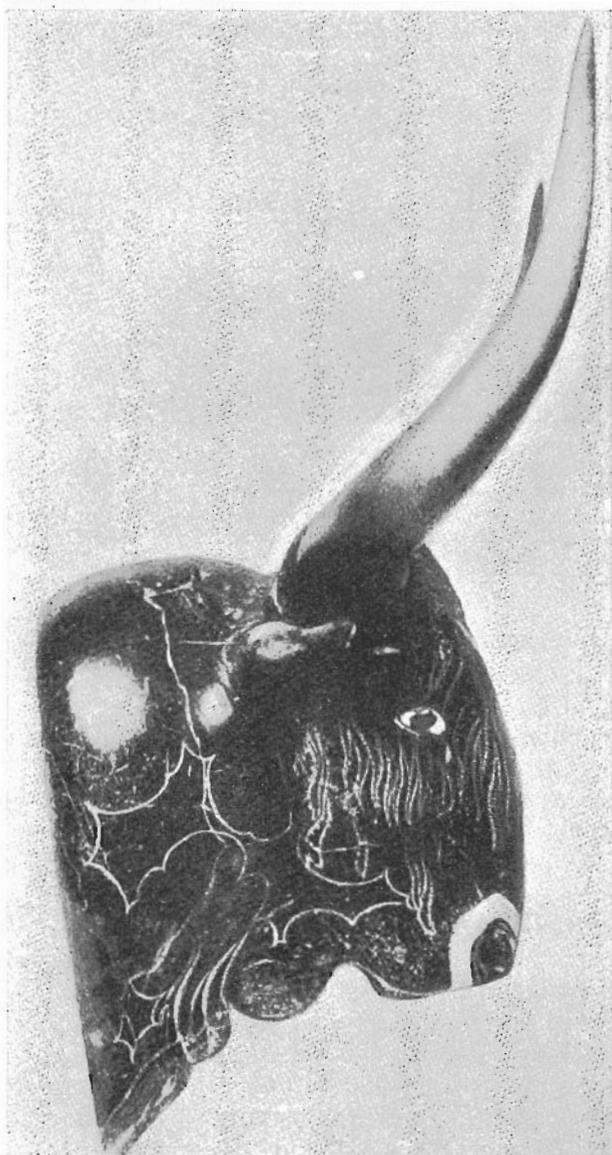


Abb. 40. Stier vom Primigenius-Typ, vielleicht Ur. Rhyton (Gefäß) aus schwarzem Steatit. Plastik. Spätminoisch (kretisch) um 1450 v. Chr. (nach BOSSERT).